

#6 | 2019 Preis: 1,50€ 100 % für Verkäufer_innen

KARUNA KOMPASS

HANDELN

Drill a hole in the sky. Cut out a paper the same size as the hole. Burn the paper. The sky should be pure blue.

Yoko Ono



#6



In Aldous Huxleys Roman „Eiland“ wird den Vögeln der fiktiven Insel Pala beigebracht, das Wort KARUNA zu rufen, um die Inselbewohner*innen täglich an Achtsamkeit und Mitgefühl zu erinnern. Aktives Mitgefühl statt passivem Mitleid brauchen wir – und das von den unterschiedlichsten Menschen: von Kindern, Theoretiker*innen, Künstler*innen, Aktivist*innen, Ingenieur*innen, Lehrer*innen, Jugendlichen, Wissenschaftler*innen, Senior*innen und Obdachlosen. Lasst uns alle zusammen darüber nachdenken, in welcher Welt und in welchem Berlin wir morgen leben wollen.

Liebe Leser*innen,

Handeln, das Thema dieses Heftes, gilt als Kraftquelle, weil dabei Körper und Geist zum Einsatz kommen. Aus der Glücksforschung wissen wir: Wer sich um andere kümmert, kümmert sich auch um sich selbst. Kleine Taten, und wenn es um den Karuna Kompass geht, auch kleine Käufe, sind Glück to go: für die Verkäufer*innen und für euch, unsere Leser*innen.

Auch kleine Häuser können zu großem Glück führen. Das weiß Jörg Richert, Mitgründer von Karuna – Zukunft für Kinder und Jugendliche in Not International e.V. Er beschreibt, wieviel Stabilität ein Tiny House seinen Bewohner*innen bescheren kann. Vor allem in Zeiten verstörend hoher Zahlen von Wohnungslosen. Aber wie bewegt man Menschen dazu, überhaupt etwas zu tun? Mit dieser Frage, und einer Antwort darauf, beschäftigt sich Tilmann Häußler: Er erklärt uns, was Nudging ist.

Dominikus Müller und Gerrit Gohlke sprechen über ein Kunst-Projekt, das Bürger*innen einlädt, ihre Wünsche zu formulieren und zu Auftraggeber*innen von Kunst zu werden. Schon in den bewegten 1960er-Jahren hat die Kunst Wege aus der Passivität gesucht. Auch davon erzählen wir in diesem Heft.

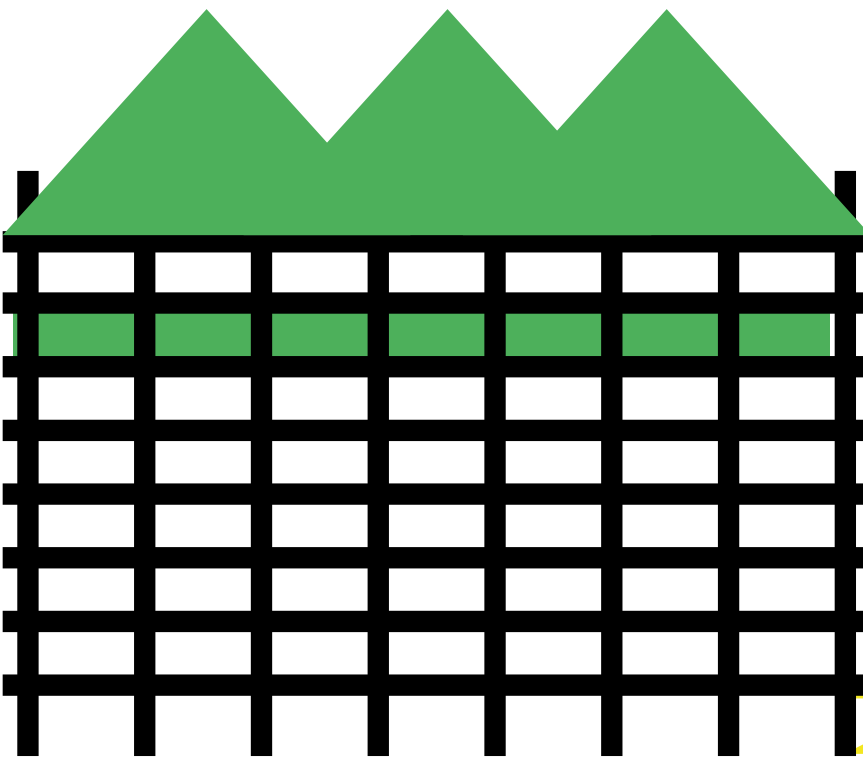
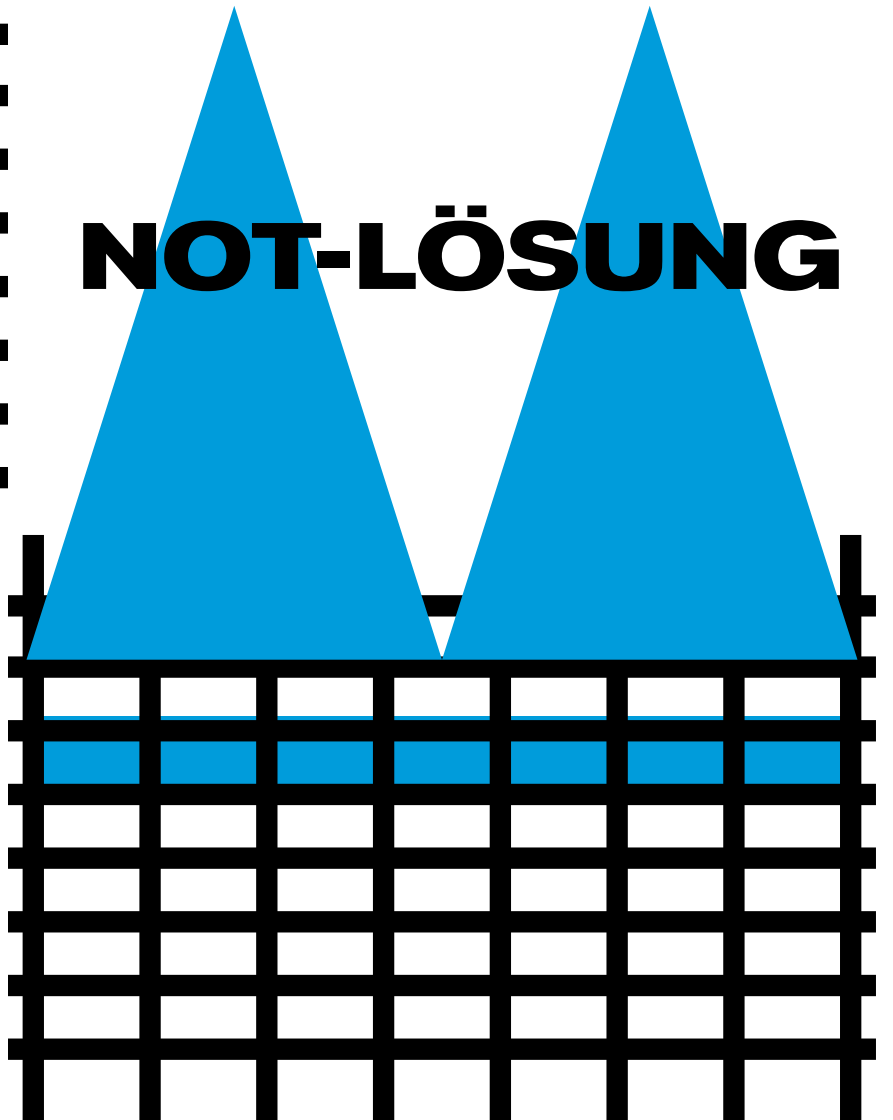
„Ändere die Welt, sie braucht es“, hat Bertold Brecht einmal gesagt. Brecht hat fest daran geglaubt, dass die Kunst, und vor allem das Theater, in der Gesellschaft etwas bewegen kann. Gilt das immer noch? Das wollten Sezen Cakmak und Jörg Richert von Oliver Reese wissen, dem jetzigen Intendanten des Berliner Ensembles, das Brecht einst gegründet hat. Übrigens: Auch wenn in diesem Heft sehr viele Männer zu Wort kommen: Das Handeln hat kein Geschlecht.

**Eure Redaktion des
Karuna Kompass**



VON
JÖRG RICHERT

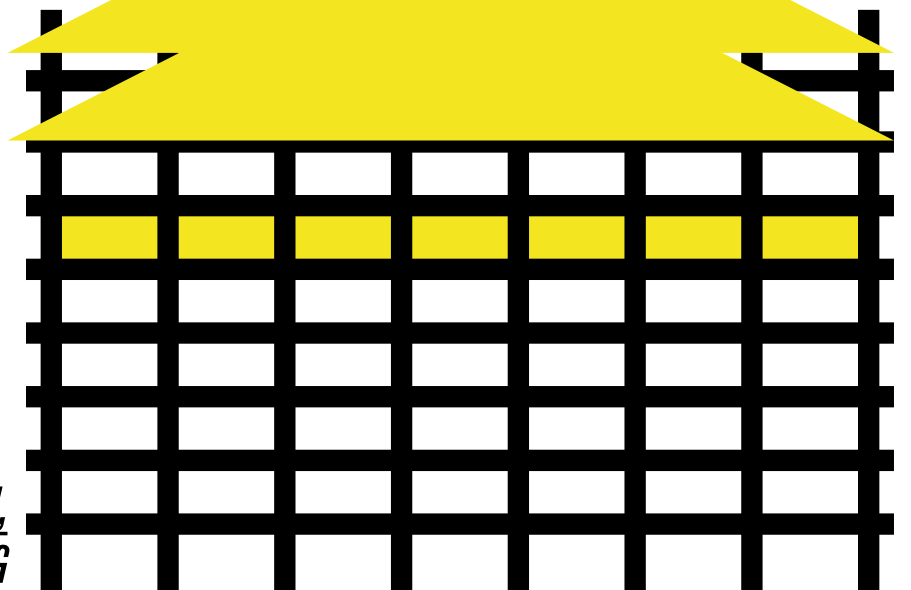
NOT-LÖSUNG



Seit 28 Jahren bin ich zum Thema Straßenkinder in Deutschland unterwegs, habe eine Vielzahl von Hilfeeinrichtungen mit ihnen zusammen aufgebaut. Doch was mir dieser Tage begegnet, ist in seinem Ausmaß neu, insbesondere in Berlin. Es gibt eine rasant steigende Zahl obdachloser Menschen, darunter viele junge Menschen und auch Minderjährige. Stimmen die Prognosen, so werden wir 2020 in Deutschland weit über eine Million Menschen ohne eine eigene Wohnung ausgegrenzt haben. Obdachlosigkeit ist ein weltweites menschliches Drama. Sie entzieht dem Menschen jegliche Möglichkeit auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Sie ist ein Verstoß gegen die Menschenwürde, gegen die Menschenrechte.

„Housing is a human rights issue – it makes or breaks us. It is the difference between life and death.“

*LEILANI FARAH,
UN SPECIAL RAPPOREUR HOUSING*



Die Vereinten Nationen haben die Dringlichkeit des Problems nicht nur erkannt - sie handeln und fordern. So wurde Leilani Farah zur Sonderberichterstatterin der Vereinten Nationen für das Recht auf Wohnraum beim Hohen Kommissariat für Menschenrechte ernannt. Damit macht die UN deutlich, wie wichtig ihr diese globale Herausforderung ist. Ihr zur Seite gestellt wurde die Initiative SHIFT. Mit deren Hilfe sollen Zivilgesellschaft sowie alle Regierungsebenen, multilaterale Institutionen, nationale Menschenrechtsorganisationen, Akademiker*innen, Philanthrop*innen, Künstler*innen und Basisbewegungen zusammenkommen. SHIFT soll helfen, die Interessen von Einzelpersonen, Familien, Gemeinschaften, Slumbewohner*innen, Obdachlosengruppen, Straßenkinderorganisationen und nachbarschaftlichen Verbänden zu verbinden.

Die UN fordert, Obdachlosigkeit als systemisches und globales Versagen anzuerkennen, gegen eine Kriminalisierung obdachloser Menschen vorzugehen und die Befugnis von Einzelpersonen und Regierungen zu stärken, um das Recht auf Wohnraum umzusetzen. Es sind sogar diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die sich dem Menschenrecht auf Wohnraum entgegenstellen, so liest man in Veröffentlichungen der United Nations.

Über die Mitgliedschaft bei dem Weltgremium UN kann ein erheblicher politischer Druck auf die nationalen Parlamente ausgeübt werden, wenn es zu eklatanten Verstößen zur Erreichung der gemeinsamen Ziele kommt.

Bleiben wir noch einen Moment in den Staaten, in New York, dem Sitz der UN, wo laut „Advocates for Children of New York“ seit 2007 allein die Anzahl der obdachlosen Kinder von 51.000 auf 150.000 im Jahr 2018 angestiegen ist. In Los Angeles County wurde im September 2018 der Ausnahmezustand ausgerufen, weil 55.000 Menschen keinen festen Wohnsitz haben – das entspricht in etwa der Einwohner*innenzahl einer Stadt wie Baden-Baden. Sie schlafen bei Freunden, in Autos, Wohnwagen, Obdachlosenunterkünften oder auf der Straße. In ganz Kalifornien sind es 115.000 Betroffene. Neben Los Angeles haben weitere insgesamt zehn Städte und Gemeinden in den U.S.A wie Washington States und Oregon deshalb den Notstand erklärt. So wie in Seattle, wo über 400 ungenehmigte Zeltlager in Parks und unter Brücken entstanden sind, leben die Menschen auf der Straße.

Wechseln wir von der größten Einzel-Volkswirtschaft nach Europa, wo Großbritannien den Rekord im Anstieg der Wohnungs- und Obdachlosigkeit hält. Von 2010 bis 2016 haben die Briten einen Zuwachs ihrer Obdachlosenzahl von 169 % zu verzeichnen, gefolgt von Irland mit einem Plus von 145 % im Zeitraum von 2014 bis 2017, dann von Belgien mit 96 % innerhalb der Jahre 2014 bis 2016. Deutschlands Zuwachs von 150 % (2014 – 2016) muss näher beleuchtet werden, weil in die Gesamt-

zahl von 860.000 Obdach- und Wohnungslosen seit 2016 auch 440.000 Geflüchtete hinein zählen. Ohne sie hätten wir in Deutschland einen Anstieg von 25 % von 350.000 auf 420.000 zu beklagen.

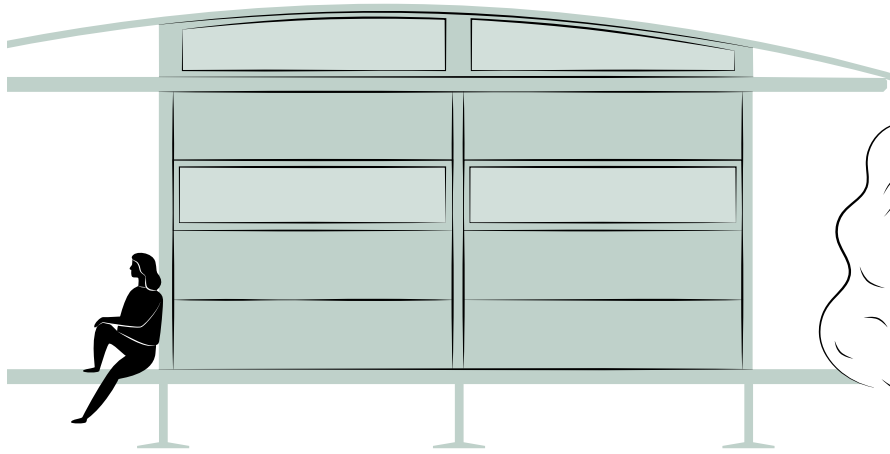
Dass in diesen, aber auch in anderen europäischen Ländern zudem die Wohnkosten rasant ansteigen, verschlechtert die Aussichten der Ärmsten, jemals wieder zu einer Wohnung zu kommen, und erzeugt zeitgleich weitere Wohnungslose. Wir kennen das aus vielen deutschen Städten, insbesondere aus Hamburg, Berlin und dem Ruhrgebiet, was aber kein Vergleich ist zu den höheren Steigerungsraten der Kosten für eine Wohnung in Ländern wie Bulgarien, England, Portugal, Tschechien und Polen.

Der Anstieg der Obdachlosigkeit, die größte sozialpolitische Herausforderung seit dem Mauerfall

Dennoch liegt Deutschland in Europa weit vorn; hier bestehen die größten Ungleichheiten beim Zugang zu Wohnraum. Insbesondere junge Menschen mit niedrigem Einkommen sind in Städten wie Berlin, Hamburg, München besonders betroffen. Noch schlimmer erwischt es Jugendliche, die aus der Jugendhilfe kommen: Sie sind doppelt benachteiligt, weil sie zumeist weder Startkapital haben, noch auf eine Familie zurückgreifen können, in welcher Oma und Opa in der Lage sind, dem Enkel die Kautions für die erste Wohnung zu bezahlen.

Was sind die Gründe für diese Ungleichheiten? Zunächst sind kleine Wohnungen besonders teuer in der Herstellung. Das führt dazu, dass 17 Millionen Einzelhaushalten lediglich 5,2 Millionen Ein- bis Zweizimmerwohnungen gegenüberstehen. Jugendliche konkurrieren so mit Senioren um bezahlbare kleine Wohnungen. Der Rückzug aus dem sozialen Wohnungsbau ist eine weitere wesentliche Ursache für diese nun sehr schwer aufzuholende Gesamtentwicklung hierzulande. Verfügte die alte Bundesrepublik noch über 4 Millionen Sozialwohnungen, liegt die Zahl heute im wiedervereinigten Deutschland bei nur noch 1,3 Millionen.

Finnland hingegen hat erfolgreich ein Gegenprogramm entwickelt, um zügig preiswerten Wohnraum zu bauen. Eine interessante Mischung aus staatlichen Fördermitteln, aus Spenden und Geldern der Automaten- und Glückspielindustrie subventioniert den sozialen Wohnungsbau. Das Modell wird sich leider kaum auf ein anderes Land der EU übertragen lassen, weil die Anzahl der zu bauenden, subventionierten Wohnungen z.B. im Vergleich mit Deutschland nicht hoch liegt und die Bevölkerungszahl Finnlands viel niedriger ist. Doch immerhin sind in Finnland so zwischen 8.000 und 10.000 Sozialwohnungen entstanden.



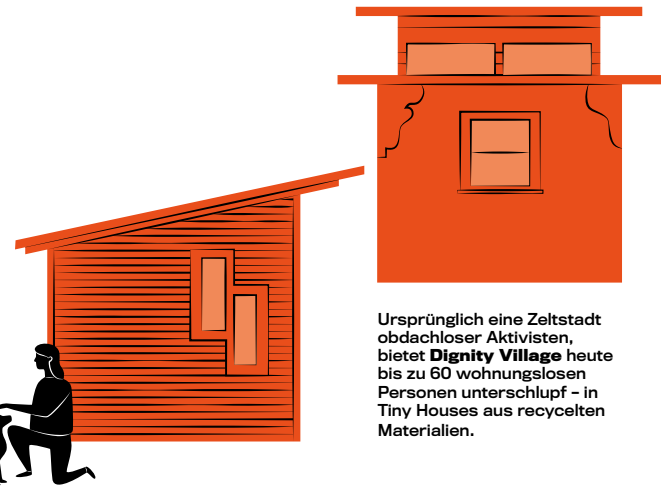
Nach Hurricane Katrina entwarfen Sean Verdecia und Jason Ross den **AbleNook** als simpel zusammensteckbare Katastrophenhilfe. Modelle können für den Privatgebrauch erworben werden.

Just a Minute von Barberio Colella ARC richtet sich direkt an die Opfer des Erdbebens in Nepal 2015 und benötigt ausschließlich lokale Materialien.



Carter Williamson Architects Prototyp **GRID** ist eine Reaktion auf den Tsunami im Indischen Ozean 2004. Er kann aus Trümmern oder aus vorgefertigten Materialien gebaut werden.

TINY



Ursprünglich eine Zeltstadt obdachloser Aktivisten, bietet **Dignity Village** heute bis zu 60 wohnungslosen Personen Unterschlupf – in Tiny Houses aus recycelten Materialien.

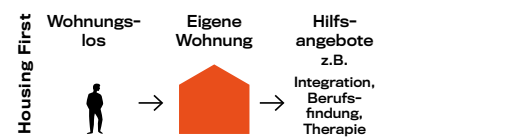
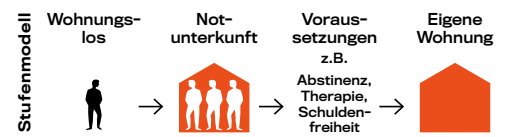
Marianne Cusatos **Katrina Cottages** boten nach Hurricane Katrina eine längerfristige Alternative zu den Trailern der Katastrophenhilfe.

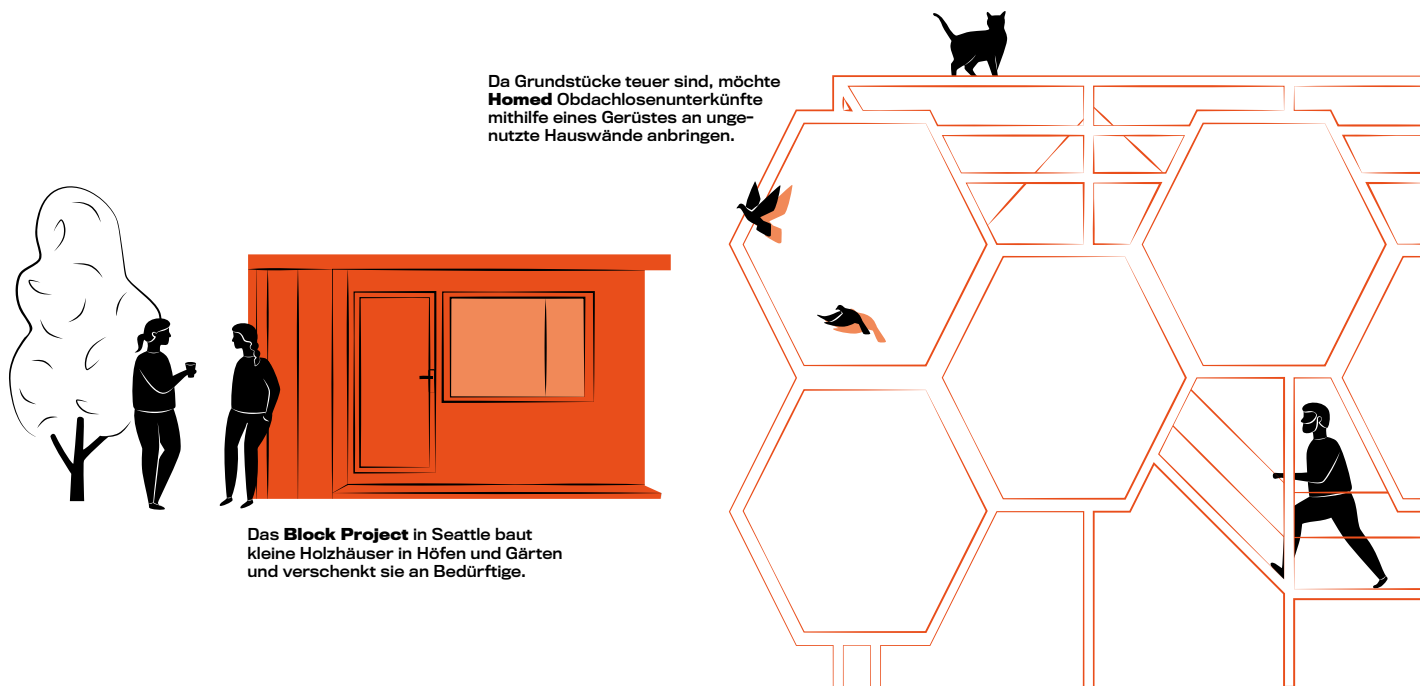


Housing First

Im Unterschied zu herkömmlichen Programmen zur Bekämpfung der Wohnungslosigkeit, durchlaufen die Bedürftigen bei Housing First kein Stufenmodell, bei dem sie Bedingungen für unabhängige und dauerhafte Wohnungen erfüllen müssen. Stattdessen können sie direkt eine eigene Unterkunft beziehen.

Bereits 2013 zeigte eine von der EU finanzierte Studie, dass mit Housing First in 80 bis über 90 Prozent aller Fälle ein dauerhafter Wohnungserhalt durchgesetzt werden kann. Seit Oktober 2018 läuft das Konzept nun auch in Berlin als Modellversuch.





SHELTERS

Eine allgemeingültige Definition von „Tiny Houses“ steht noch aus. In Deutschland wird damit meistens ein Gebäude unter 50 m² bezeichnet, das eine potenziell dauerhafte Unterkunft darstellt. Diese Beispiele zeigen: Die kleinen Häuser eignen sich ideal, um Menschen in Wohnungsnot ein Zuhause zu geben.

■ Obdachlosenhilfe
 ■ Katastrophenhilfe
 ■ Prototyp / Vision

Über 5.600 **Earthquake Shacks** wurden nach dem Erdbeben von 1906 in San Francisco errichtet.



Die **Little Homes** von Sven Lüdecke sind zirka 3,5 m² groß und werden an Obdachlose verschenkt.

Nach dem zweiten Weltkrieg entstanden **geodätische Kuppeln** als Vision günstigen, stabilen und effizienten Wohnens. Craig Chamberlain entwickelte aus dem Konzept die 20 **Omni-Spheres** für die Obdachlosen-Community Justiceville Dome Village.



Grafik: Wanda Bleckmann, Infographics Group
Quellen: Projektinformationen, eigene Recherche

Die Situation im wohlhabenden Europa ist nicht besser als die in den U.S.A.

Wer in Europa obdach- oder wohnungslos ist, lebt im Durchschnitt 10,3 Jahre ohne festen Wohnsitz und stirbt 30 Jahre früher als der Rest der Bevölkerung. So stellte FEANSA als europäische Dachorganisation für Wohnungs- und Obdachlosigkeit unlängst fest: „In Europa hat die soziale Kälte zugenommen, die Schere zwischen Arm und Reich klafft immer weiter auseinander. In allen Ländern der EU außer in Finnland steigt die Zahl der Wohnungs- und Obdachlosen, wie auch die Kosten für das Wohnen drastisch steigen.“ (3. Überblicksbericht zur Wohnungsexklusion Europas, FEANSA, Abbé Pierre Stiftung.)

Große Städte mit hoher Zuwanderung versuchen auf sehr unterschiedliche Weise, die Wohnungslosigkeit in den Griff zu bekommen: Das reicht von der Vertreibung und Kriminalisierung der Wohnungslosen bis hin zu Programmen, die unter dem Aspekt von „housing first“ versuchen, schnellstmöglich und ohne dass der Obdachlose Bedingungen zu erfüllen hat, eine eigene Wohnung zu gewähren. Doch auch housing first kann nur gelingen, wenn es ausreichend individuellen Wohnraum gibt, der in kürzester Zeit sehr preiswert errichtet und zur Verfügung gestellt werden kann.

Warum bauen wir nicht kleine Häuser, Tiny Shelters?

Wie stabilisierend sich ein Tiny House auf das Leben eines Obdachlosen auswirken kann, wissen wir aus den Erfahrungen der Initiative Block Project aus Seattle, die im Jahr 60 gut ausgestattete Mini-Häuser zu einem Preis von 35.000 US-Dollar seit knapp drei Jahren baut, wie auch von der Initiative Little Homes aus Deutschland, die bislang rund 70 Kleinsthäuser zu 1.000 Euro das Stück errichtet hat, die durch Spenden finanziert werden. So berichtet Sven Lüdecke, Erfinder und Motor von Little Homes, von großen Erfolgen. Sein Verein hat in 25 Monaten 69 Little Homes gebaut. Aus dieser Gruppe heraus konnten 25 Menschen dann eine reguläre Wohnung beziehen und 18 von den knapp 70 Little Homes Bewohnern*innen haben eine reguläre Anstellung gefunden.

Mit einem kleinen, sehr kompakten, wärmegeämmten Gebäude von vielleicht zehn bis 20 Quadratmetern Größe, mit einer Trockentoilette, einem Solarpanel für Licht, mit einem Fenster und einer abschließbaren Tür könnte man Tausenden der geschätzten 8.000 bis 10.000 Obdachlosen innerhalb der Stadt Berlin erheblich helfen, insbesondere denjenigen, die in den Notunterkünften mit sehr vielen Menschen ohne Privatsphäre schwer zurechtkommen und deshalb selbst im Winter bei allem Risiko im Freien übernachten.

„Meine beste Unterkunft seit 5 Jahren meiner Obdachlosigkeit war ein Tiny Haus am Straußberger Platz in Berlin, auf dem Gelände der evangelischen Gemeinde. Das war für mich wie ein Hotel. Endlich sicher schlafen, endlich einmal „ausgehen“, ohne sein ganzes Hab und Gut dabei haben zu müssen. In dieser Zeit habe ich begonnen, Straßenzeitungen zu verkaufen. Das hätte ich vorher nicht hinbekommen. Ich habe sogar angefangen zu schreiben. Meine Gedanken haben sich geordnet. Leider ist das Tiny dort so begehrt, dass man es nicht lange bewohnen kann, damit jeder mal rein darf.“ Mark, 28 Jahre, Berlin Alexanderplatz, Verkäufer des KARUNA KOMPASS.

Wie kann das in Praxis funktionieren? Wichtig ist, dass ein solches Programm auf Akzeptanz stößt – bei den potentiellen Bewohner*innen und in deren Umfeld. Daher müssen Häuser gebaut werden, die neben einer sinnvollen Ausstattung in Form und Gestalt eine gewisse Anpassungsfähigkeit an entsprechende Orte innerhalb der Stadt bieten. In der Regel sollten nicht mehr als drei Tiny, aber nicht weniger als zwei an einem belebten Ort aufgestellt werden, so die Vorstellungen einer Arbeitsgruppe bei KARUNA. Die Tiny Houses sind autonom, sie benötigen keine Anschlüsse etwa für Strom oder Wasser. Sie stehen auf kleinen Füßen, werden innerhalb weniger Stunden vor Ort montiert oder komplett fertig von einem kleinen Kranwagen aufgestellt. Die Häuser sollten attraktiv sein und das Umfeld aufwerten. Vor ihnen könnten „Stadtmöbel“ stehen, Bänke etwa, die Passanten zum Verweilen einladen. So sollen kommunikative, verbindende Momente entstehen, die eine Annäherung ermöglichen.

So wichtig wie das Tiny Haus selbst ist, ist der Sozialkontrakt mit seinem Bewohner oder seiner Bewohnerin. Bevor es zur Aufstellung der Tiny Häuser kommt, zum Beispiel in einer Baulücke oder in einer Ladenzeile, sollten die umliegenden Ladenbesitzer*innen über ihre neuen Bewohner*innen informiert werden. Dieser Prozess sollte durch eine lokale soziale Organisation begleitet werden. So kann eine freundliche Nachbarschaft auch dafür sorgen, dass sich die Gewerbetreibenden aufmerksam zeigen. Tinys sollten nicht auf verlassenen Parkplätzen oder in Parkanlagen stehen, nicht an Autobahnausfahrten am Rand der Stadt. Ein kleines Ensemble derart zu platzieren, dass sich ihre Bewohner*innen durch die Lebendigkeit des Stadtlebens sozial eingebunden fühlen, fördert das Miteinander. Das schafft auch Sicherheit für die neuen Nachbar*innen und motiviert sie, das Tiny Shelter und sein Umfeld pfleglich zu behandeln.

Auch sollten die Bewohner*innen einen regulären Mietvertrag abschließen. Je nach gesundheitlicher Verfassung des*der neuen Bewohners*in, kann auch eine kleine Miete vereinbart

werden, die z.B. durch den Verkauf der Motz oder des KARUNA KOMPASS verdient werden kann. Die Standorte zum Aufstellen müssten von den lokalen Behörden unbürokratisch und schnell genehmigt werden. Der Mietvertrag könnte mit der sozialen Organisation vor Ort abgeschlossen werden, der die neuen Bewohner*innen berät, wie sie zu einer regulären Wohnung kommen.

Ein erster Erfolg

Erst vor wenigen Wochen ist auf Initiative des Abgeordneten der Bezirksverordnetenversammlung Berlin-Reinickendorf, Norbert Raeder, eine Beschlussfassung verabschiedet worden, der Reinickendorf zum Vorreiter in Sachen Tiny Shelters machen könnte. Der Bezirk Reinickendorf wird öffentlich geeignete Flächen für das Aufstellen von Tinys kostenfrei zur Verfügung stellen. Darüber hinaus baut Norbert Raeder, Abgeordneter und Gastronom, dieser Tage ein Little Home nach der Idee von Sven Lüdecke auf dem Hof seiner Gaststätte. So kann es was werden mit einer solidarischen Stadt, deren Bürger*innen aktives Mitgefühl zeigen.

*www.unhousingrapp.org
www.little-homes.eu
www.the-block-project.org*

Wir werden uns gemeinsam mit Jugendlichen der Initiative MOMO- the voice of disconnected Youth in den U.S.A., in Dänemark und London ein Bild machen vom Ausmaß der Obdachlosigkeit. In den Metropolen der Vereinigten Staaten wollen wir Initiativen vor Ort besuchen, die zur Linderung der Obdachlosigkeit beitragen. Von unseren Eindrücken und Erfahrungen werden wir danach im KARUNA KOMPASS berichten.

JÖRG RICHERT

Jörg Richert ist Mitgründer von KARUNA-Zukunft für Kinder und Jugendliche in Not International e.V. und der KARUNA Sozialgenossenschaft mit Familiensinn.

MAL EBEN KURZ DIE WELT VERÄNDERN?

Theater kann weltfremd sein – oder Lebensrealitäten zeigen, die uns fremd sind, soziale Notlagen, die allzu einfach vergessen werden. Kurz: Theater kann auch von dem berichten, was ist und doch nicht sein dürfte. Jörg Richert und Sezen Cakmak haben mit Oliver Reese, dem Intendanten des Berliner Ensembles, gesprochen und ihn gefragt: Handelt das Theater?

**SEZEN CAKMAK
UND JÖRG
RICHERT
IM DIALOG MIT
OLIVER REESE**

Auf der Webseite des Berliner Ensembles ist zu lesen, dass Sie sich besonders für aktuelle Stoffe und zeitgenössische Stücke lebender Autor*innen einsetzen. Ich möchte Sie in diesem Kontext zitieren: „Eine wichtige Tradition des BE ist neben einem starken Ensemble seit jeher ein Spielplan mit Gegenwartsautoren. Das ist die Tradition, in die ich dieses Theater wieder stellen möchte, insbesondere in dieser hochdramatischen Zeit“ Was kennzeichnet diese „hochdramatische Zeit“ in Ihren Augen?

Die Frage zur hochdramatischen Zeit ist ja leider einfach zu beantworten. Meine Kinder, die in den Zwanzigern sind, fragen mich oft: „Sag mal, warum glaubst du, gerät die Welt so ins Wanken, die wir als gefestigt angenommen haben, die wir in unserem Leben die letzten 20 Jahre kennengelernt haben?“ Sie sprechen von einer Welt mit einem bis dahin unerschütterlichen Bild von Europa, mit einem unerschütterlichen Bild, dass in Deutschland aufgrund seiner Geschichte rechte Parteien keinen Nährboden haben würden und einem unerschütterlichen Bild vom atlantischen Bündnis, auf das man sich verlassen kann. All diese Dinge geraten jetzt komplett aus den Fugen. Europa ist in Frage gestellt. Wir erleben rechte Kräfte nicht nur in vielen europäischen Ländern, sondern auch in Deutschland, flächendeckend in allen Länderparlamenten und im Deutschen Bundestag. Wir haben einen ziemlich Verrückten an der Macht in Amerika. Und von daher sind quasi alle Koordinaten unseres Weltbildes ins Wanken geraten. Das ist schon heftig.

Und inwiefern können uns Gegenwartsautor*innen auf diese Fragen Antworten geben?

Ich glaube, das Theater kann darauf immer nur Teilantworten geben. Wir können am besten Geschichten erzählen. Wir sind kein soziologisches Institut. Wir sind keine Politologen. Wir sind Geschichtenerzähler per se – die Kunst im Allgemeinen, aber das Theater im Besonderen, weil Menschen auf der Bühne stehen, denen die Zuschauer begegnen - eins zu eins - mit denen wir im selben Raum sind. Daher versuchen wir sehr direkt Geschichten zu erzählen, die nicht nur eine neue Sicht auf Klassiker sind – zum Beispiel Heiner Müllers Version von „Macbeth“ als einem Schlachthaus -, sondern die auch ganz konkret mit hier und heute zu tun haben.

Können Sie uns einige Beispiele nennen?

Wir haben die Spielzeit mit dem Stück „Auf der Straße“ von Karen Breece eröffnet, das sich mit den Themen Obdachlosigkeit, Prekariat und sozialer Ausgrenzung in Berlin beschäftigt. Auf der Bühne stehen neben zwei Schauspieler*innen unseres Ensembles auch Laiendarsteller*innen, die auf unterschiedliche Weise von diesen Themen betroffen sind. In den nächsten Monaten gibt es bei uns die Uraufführung von „Kriegsbeute“, wo die Familiengeschichte eines Unternehmens von deutschen Waffenherstellern erzählt wird. Es handelt sich hierbei um das erste Stück, das der Filmemacher Burhan Qurbani zusammen mit dem Drehbuchautor Martin Behnke überhaupt und direkt für das Berliner Ensemble geschrieben hat. Oder wir erzählen die Geschichte von Amir: Ein Stück, das in Neukölln spielt und das einen Jugendlichen Mehrfachstraftäter ins Zentrum rückt und von seiner Familiengeschichte berichtet. Regie führt Nicole Oder, die im Heimathafen Neukölln ihre Kompetenz für Stoffe mit einem politischen Hintergrund – oder sagen wir besser – mit einem politischen Vordergrund bewiesen hat. Alleine an diesen drei Produktionen sehen Sie die Vielfalt an Themen, die wir behandeln und die in dieser Diversität natürlich auch in unserer Gesellschaft vorzufinden sind.

Sind die Intellektuellen, die Theatermacher, die Intendanten nicht zu still für diese Zerwürfnisse, die wir gerade haben?

Kann ja sein, dass wir noch üben müssen. Aber ich bin mir sicher, dass meine Kolleg*innen und ich alle im Bewusstsein leben, dass sich die Kunst nicht mehr heraushalten darf. Im Elfenbeinturm sollten wir nicht sitzen.

Wie habe ich mir Ihre Tätigkeit überhaupt vorzustellen? Inwieweit geben Sie die Richtung des Theaters vor?

Ein Intendant ist damit beschäftigt, die Geschicke eines Hauses zu lenken und den verschiedenen Künstlern wie Autoren, wie Regisseuren, wie Schauspielern im Haus einen Ort zu geben, mit ihrer Kunst zu den Fragen Stellung zu nehmen oder selbst Fragen zu stellen. Mit Heiner Müller und Bertolt Brecht sind am Berliner Ensemble ja tatsächlich zwei Dramatiker Leiter des Theaters gewesen, das ist ganz außergewöhnlich. Und zwar zwei Dramatiker, die eminent politisch geschrieben und gedacht haben. Deswegen nehmen wir auch das Werk von beiden sehr ernst. Wir machen eigentlich jede Spielzeit eine neue große Brecht-Inszenierung; flankieren die mit kleineren Projekten wie jetzt in dieser Spielzeit die Brecht-Bearbeitung der „Antigone“. Zudem haben wir von Frank Castorf eine dezidiert politische Aufführung zu gewärtigen von und nach Brecht, „Galileo Galilei“, einem Stück, das nach dem Ethos der Wissenschaft fragt. Was Heiner Müller betrifft, zeigen wir neben dem „Macbeth“ im Januar die Uraufführung von Fritz Katers „heiner 1-4“, das sich mit dem Leben Müllers beschäftigt.

Das sind ja alles Namen, die für klare politische Haltungen stehen.

Ja. In der Kunst nehmen wir Stellung und in der Kunst sind uns die Figuren Brecht und Müller wichtig, aber sicher engagieren wir uns auch politisch: unser Theater war ganz früh bei der „Erklärung der Vielen“ dabei, und wir waren das einzige größere Berliner Haus, das sich dem Aufruf von Ulrike Guérot und Robert Menasse angeschlossen hat, ein anderes Europa zu fordern. Zum Auftakt haben Schauspieler*innen unseres Ensemble auf der Weidendammerbrücke die „Europäische Republik“ ausgerufen und im Februar startet eine Europa-Reihe, in der wir Politiker*innen und Expert*innen einladen, gemeinsam über die Zukunft Europas nachzudenken. Zudem setzten wir uns im Rahmen unseres Schwerpunktes „Fokus: Gender“ über die Spielzeit hinweg mit unseren Geschlechterbildern auseinander. Das sind natürlich nur Impulse, Anregungen – das Theater ist keine aktivistische Organisation – aber Kunst muss sich zu dem, was in unserer Gesellschaft passiert, politisch verhalten. Nur Klassiker aufzuführen, reicht nicht. Ich denke, der Spielplan ist eine Antwort auf die politischen Verhältnisse, aber er sollte nicht die einzige sein.

Sie trauen dem Theater ja viel zu. Glauben Sie, dass das Theater als solches eine angemessene Plattform für gesellschaftliche Meinungsbildungsprozesse darstellt? Die verbreitete Vorstellung eines Theaterbesuchers ist Ihnen sicherlich bekannt: Akademiker, deutsch, wohlhabend. Dabei sollte das Ziel ja sein, mit verschiedenen sozialen Gruppen in den gesellschaftlichen Diskurs zu treten. Stellt das Theater dann vielleicht gar eine Blase dar, eine Gefahr für den gemeinschaftlichen Austausch?

Unsere spezielle Situation ist ja die, dass wir vor anderthalb Jahren hier im BE neu begonnen haben, und ich ein Theater vorgefunden habe, in dem sehr viel modernisiert, saniert und geöffnet werden musste: es gab hier keine Theaterpädagogik, keine Jugendarbeit, es gab kein Social Media, also all die Mittel, die ein Theater heute fast selbstverständlich hat, um sich auch anderen und neuen Publikumsschichten zu öffnen. Es hat viel Kraft und Aufwand gekostet, das Haus quasi aus dem Stand auf all diesen Fronten gegenwartstauglich zu machen. Wir haben eine Theaterpädagogik etabliert, die intensiv mit Schulen und sozialen Einrichtungen zusammenarbeitet, und wir möchten das Haus vielfältig öffnen: regelmäßig bieten wir dem Publikum bei sogenannten „Einblicke“-Veranstaltungen die Möglichkeit, die Arbeitsprozesse und Menschen, die hinter den Inszenierungen stehen, kennenzulernen. Auch unsere Website und die sozialen Medien nutzen wir, um unsere Arbeit hin nach außen zu öffnen, Prozesse abzubilden und somit Neugier zu wecken und Schwellen abzubauen. Das ist ein erster Schritt. Natürlich wäre es auch wünschenswert, auch aus dem Haus rauszugehen; an andere Orte in der Stadt zu gehen. In Frankfurt, wo ich zuletzt Intendant war, haben wir das ganz selbstverständlich getan, aber wir können nicht alles auf einmal machen.

Das erfordert ja vermutlich auch die entsprechenden Mittel und Mitarbeiter*innen.

Wir sind eher ein kleines Haus. Wir sind unter den fünf Berliner städtisch subventionierten Häusern Nummer vier, was den Etat angeht – wir haben nicht so große Mittel, sind relativ wenige Mitarbeiter und mussten viel stemmen, um diese Öffnung zu bewerkstelligen. Aber ja - Sie haben Recht: Noch mehr Senken oder Abschaffen der Schwellen, noch mehr junge Menschen ins Haus holen, noch mehr Diversität schaffen, das sind Ziele, die wir uns gesetzt haben. Momentan arbeiten wir an der Barrierefreiheit für unsere zweite Bühne, die in sehr schlechtem Zustand und für Menschen mit Beeinträchtigung nicht zugänglich war. Die Eröffnung ist in der kommenden Spielzeit, in dieser Spielstätte wird es zudem einen sog. „Open Space“ geben – ein Raum, der für Vermittlung und Öffnung da ist. Also - wir sind dran!

Theater erschüttert mich auch, weil ich spüre, sehe, weiß, dass da oben Menschen etwas durchleben - für mich das spielen, aber eben

auch durchleben, was ich dann vielleicht selber gar nicht mehr erleben muss, weil ich es sinnlich schon einmal wahrgenommen habe. Insofern würde ich sagen, dass wir nicht nur im Brecht'schen Sinne arbeiten, aber dass ich da als ein Veränderter rausgehe, ja, das kann ich bestätigen.

Ist das Theater für Sie ein politischer Raum? Und falls ja, was bedeutet dies konkret für Sie als Intendant – welche Aufgaben/Verpflichtungen kommen hinzu?

Ich habe die Verpflichtung, auf diesem Weg weiterzumachen und neue Schritte zu gehen, die ich Ihnen jetzt noch gar nicht nennen kann. Ich möchte mit unserem Ensemble gemeinsam darüber sprechen, und es gibt auch viele Impulse aus dem Ensemble, das zu tun: Was heißt das für unsere Arbeit in den nächsten Jahren? Welche Impulse kommen auch von den Schauspieler*innen? Zum Beispiel ist der Aufruf von Ulrike Guérot und Robert Menasse über Europa ganz konkret von Corinna Kirchhoff aufgegriffen worden, die gesagt hat: „Ich möchte das auf jeden Fall machen! Wollen wir das gemeinsam als BE tun?“ Ich habe darauf erwidert: „Ja, aber nicht nur, indem wir das einmal machen an diesem einen Tag. Wir machen das nur, wenn wir mehr machen.“

Daraus ist eine kleine Redenreihe hervorgegangen.

Richtig. Wir reden gemeinsam über Europa - mit Guérot sowie mit anderen Vordenkern. Der nächste Schritt ist die Schaffung eines Diskurses auf einer Ensemble-Versammlung. Wenn wir ein politisches Theater sein wollen, was heißt das dann eigentlich für unsere gemeinsame Arbeit? Was heißt das für Eure Arbeit als Schauspieler? Ich komme mir ja auch immer etwas komisch vor, wenn ich als Intendant etwas unterschreibe, wo man sagt: Das Berliner Ensemble macht jetzt dies und das. Was heißt denn das? Hier arbeiten über 180 Leute. Also ich möchte intern mehr Kommunikation schaffen, mehr Diskussion, vielleicht auch mehr Widerspruch. Und ich möchte diesen auch nach außen tragen - mit gemeinsamen Gesprächen, gemeinsamen Diskussionen und mit Formaten, die ich selber noch gar nicht kenne. Von daher darf ich Sie animieren, unserer Arbeit kritisch zu folgen und uns in einem Jahr, wenn wir die nächste Ausgabe unterstützen, wieder zu fragen: Und was habt Ihr denn inzwischen gemacht?

**OLIVER REESE**

Oliver Reese studierte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Theaterwissenschaft und Komparatistik in München. Von 1994 bis 2001 war er Chefdramaturg am Maxim Gorki Theater Berlin, danach Chefdramaturg und Stellvertretender Intendant am Deutschen Theater Berlin. Von 2009 bis 2017 leitete er das Schauspiel Frankfurt. Seit der Spielzeit 2017/18 ist Oliver Reese Intendant des Berliner Ensembles.

SEZEN CAKMAK

Sezen Cakmak ist 20 Jahre alt. Sie studiert Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin und arbeitet in der Redaktion der Straßenzeitung „Karuna Kompass“.

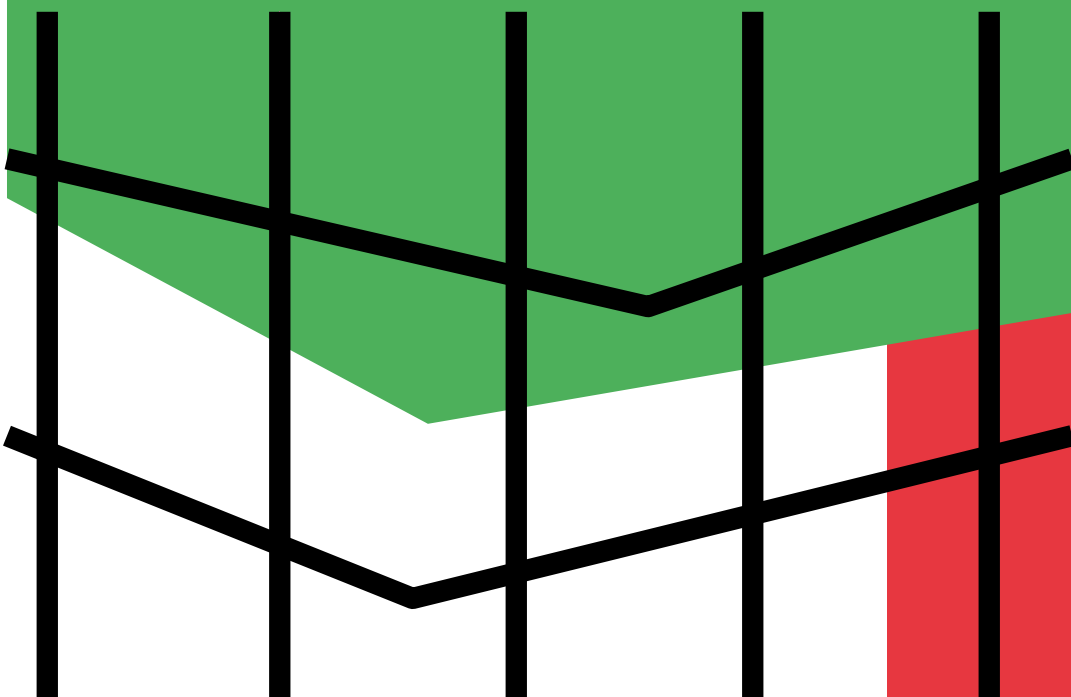
EIN ANSTOSS

VON TILMANN HÄUSSLER

Das Prinzip des Nudging wurde bereits vor über zehn Jahren „erfunden“. Es ist eine Methode, mit der andere unser Verhalten beeinflussen – idealerweise zum Guten hin, ohne Verbote oder den Anreiz von Geld. Liegt unser Handeln dann überhaupt noch in unserer Macht?

*„Wer nicht bittet, muss niemand danken.
Lasst uns aufhören zu reden und handeln.“*

(Prinz Pi, Musiker)



Wer hat sich nicht schon einmal gewünscht, unsere Politiker*innen würden besonders den zweiten Teil dieser Textzeile befolgen? Oft werden lange Debatten geführt, statt rasch zu handeln. Das mag ermüden, ist aber hin und wieder angebracht.

Die öffentliche Debatte um die Organspende ist da ein gutes Beispiel. Unser Gesundheitsminister hat sie ins Rollen gebracht. Sollten wir automatisch Organspender*innen sein, wenn wir dem zu Lebzeiten nicht widersprechen? Oder nur dann, wenn wir selber einen Organspendeausweis ausfüllen? Befürworter*innen von Vorschlag eins verweisen auf die hohe Anzahl von Organspender*innen im Nachbarland Österreich. Kritiker*innen bemängeln hingegen, dass hierdurch dem Menschen von vornherein die eigene Entscheidung abgenommen werde und der Gedanke des Nudging dahinterstecke.

Nudging wurde durch das im Jahr 2008 veröffentlichte Buch „Nudge“ (gespr. Nadsch) der Chicagoer Rechts- bzw. Wirtschaftswissenschaftler Cass Sunstein und Richard Thaler bekannt. Sunstein arbeitete unter anderem auch als Berater des ehemaligen US-Präsidenten Barack Obama. Thaler zog es hingegen nach Großbritannien, wo er den Aufbau einer Beratungsfirma für die britische Regierung unterstützte. Er wurde 2017 mit dem Wirtschaftsnobelpreis ausgezeichnet, u.a. weil er eine Brücke zwischen Wirtschaft und Psychologie gebaut habe, die man für das Gemeinwohl nutzen könne. Dazu gehören auch seine Erkenntnisse zum Thema Nudging.

Das Wort „Nudging“ leitet sich von dem englischen Verb „to nudge“ ab und kann mit „anstoßen“, „anstupsen“ oder „schubsen“ übersetzt werden. Ein Nudge ist demzufolge ein Stoß, Stups oder Schubs. Die ursprüngliche Definition der Autoren klingt rein wissenschaftlich. Ihr zufolge ist ein Nudge: „jeglicher Aspekt einer Entscheidungsarchitektur, der das Verhalten von Menschen in vorhersagbarer Weise beeinflusst, ohne dass Optionen verboten oder ihre ökonomischen Anreize signifikant verändert werden.“

„Nochmal was? Beeinflussung? Geht's noch? Nachtigall, ick hör dir trapsen.“ Dies ist häufig eine der ersten impulsiven, aber unsachlichen Reaktionen auf Nudges oder Nudging. Damit vergibt man allerdings leichtfertig die Chance für sich oder andere, ein paar Tricks dazuzulernen. (Die Begriffe Nudging und Nudges sind übrigens fast ein- und dasselbe. Mit Nudging meint man nur, dass man selbst oder jemand anderes Nudges benutzt. Nudging bedeutet also Handeln mit Nudges.)

Probieren wir es doch mal mit Ruhe und Gemütlichkeit (Ohrwurm-Alarm), denn Nudging kann im Deutschen auch einfacher erklärt werden. Beginnen wir mit: „jeglicher Aspekt einer Entscheidungsarchitektur“. Immer wenn ein Mensch eine Entscheidung trifft, wird diese in einer bestimmten Situation getroffen. Diese Situation ist nicht immer gleich. Manchmal hat man einfach keine Lust oder Zeit, lange nachzudenken, z.B. wenn man morgens müde in die Bahn steigt, um von A nach B zu kommen. Zu anderen Zeitpunkten ist man hingegen hellwach und steht unter keinem Zeitdruck. Jeder, der den Weg zu seiner Bahnstation an einem Arbeitstag mit dem an einem Wochenende vergleicht, kennt das. Kein Grund zur Eile heißt eben, ich beeile mich auch nicht.

Wenn man nun auf dem Weg jedes Mal auf einen Obdachlosen trifft, der einem eine Zeitung verkaufen möchte oder um eine Spende bittet, ist man entsprechend manchmal eher geneigt, ihm eine Zeitung abzukaufen oder eine Spende dazulassen, und manchmal weniger. Ein Aspekt wäre also der Zeitpunkt. Es kann aber auch durch den Verkäufer selbst einiges bestimmt werden. Die Art der Ansprache („Guten Tag“ oder „Servus“), die eigene Körperhaltung (gerader Rücken oder krumme Lanke), der Körpergeruch (Rosenduft oder Bierfahne), die angebotene Zahlungsmöglichkeit (Kaffeebecher oder Handfläche) usw. können weitere Aspekte sein, die die Situation verändern und die letztendliche Entscheidung vorhersagbarer machen.

Mit „vorhersagbarer“ ist jedoch nicht gemeint, dass es nun eine Glaskugel gibt, in die man schauen kann und somit weiß, wie sich jeder Mensch stets in einer Situation verhalten wird. Es bedeutet lediglich, dass belegt werden konnte, dass sich über 50% der Menschen so verhalten. Es ist also wahrscheinlicher als ein Münzwurf, dass die Veränderung funktioniert. Zentral ist übrigens auch, dass ein Nudge ganz bewusst eingesetzt wird. Denn die bisher beschriebenen Tricks sind an sich nichts Neues. Ihr bewusster Einsatz anhand von belegten Wahrscheinlichkeiten schon. Das unterscheidet Nudges von instinktiven Handlungen.

Abschließend sei noch angemerkt, dass durch die Veränderung nichts verboten werden darf. Es soll keine Pflicht zur Handlung geben, sondern immer eine Möglichkeit bestehen, sich auch dagegen zu entscheiden. Die Formulierung, „ohne dass die ökonomischen Anreize signifikant verändert werden“, meint eigentlich nur, dass nicht versucht werden darf, eine Verhaltensänderung durch Geld zu bewirken, z.B. indem die Zeitung verschenkt wird, statt einen Preis dafür zu verlangen.

In verständlicherer Sprache hieße Nudging demnach:

Ein Nudge ist in einer Situation der Aspekt, der das Verhalten von Menschen so beeinflusst, dass man besser als bei einem Münzwurf vorhersagen kann, wie sich diese Personen verhalten werden. Man nutzt diesen Aspekt bewusst aus. Verbote oder Anreize durch Geld sind keine Nudges.

Wieso funktioniert Nudging?

Nudging geht davon aus, dass Menschen Fehler machen. Zugegeben: das mag bei dem einen oder anderen zwar eher die Ausnahme als die Regel sein, aber den ersten Stein zu werfen, wäre mein Streber-Ich auch nicht bereit. Wir treffen also nicht immer die „richtige“ Entscheidung. Zu den Ursachen dafür gehören u.a. Zeitdruck, fehlender Verstand oder Faulheit - an sich eine unspektakuläre Feststellung. Nun wurde aber erwiesen, dass viele Menschen immer wieder die gleichen Fehler in der gleichen Situation machen. Ihr Verhalten weist also Muster auf.

Nudging geht nun davon aus, dass unsere Welt immer hektischer und komplizierter wird. Deswegen sei davon auszugehen, dass es z.B. zu mehr Zeitdruck kommt und sich dann das Aufkommen der Muster und somit auch der aus ihnen hervorgehenden Fehler erhöhen wird. Es sei deshalb mehr Hilfe im Alltag erforderlich, um die vermeintlich negativen Folgen solcher Muster auszugleichen. Zu den drei häufigsten Mustern gehören:

- die Beibehaltung von Standardeinstellungen (die Nutzung dieser Schriftart, obwohl es viel schönere und genauso gut lesbare gibt),
- die Verwendung von Stereotypen (die Unterstellung, obdachlose Verkäufer hätten eine Bierfahne) und
- die Übergewichtung der Gegenwart im Vergleich zur Zukunft (es ist mir wichtiger, jetzt noch feiern zu gehen, obwohl ich morgen früh raus muss, um meinen Zug nicht zu verpassen).

Diese treten dem Nudging zufolge auch auf, wenn man die Menschen vorher darüber ganz sachlich informiert. Man weiß es besser, handelt aber trotzdem falsch. Aber wie kommt es zu diesem Verhalten, wenn wir es doch eigentlich besser wissen?

Kopf zu platzieren. In Anbetracht der unzähligen Plakate, denen man täglich ausgesetzt ist, kann man aber auch schnell an etwas anderes denken.

Ist der Nudge in diesem Zustand verdeckt, so handelt es sich um Manipulation. Das wäre der Fall, wenn man uns alle automatisch zu Spendern macht. Es kann keineswegs erwartet werden, dass sich jeder von uns mit dem Thema auseinandersetzen möchte und die Debatte mitverfolgt. Es sollte also jedem in unserer freien Gesellschaft schießegal sein dürfen, was in der breiten Öffentlichkeit diskutiert wird. Blicke alles beim Alten, wäre dies gewährleistet.

Anders zu bewerten sind Nudges, die verwendet werden, wenn wir uns in einer engelsgleichen Gemütslage befinden. Hier baut man in der Regel keinen Mumpitz. Ein sichtbarer Nudge regt uns hier ganz bewusst zu einer nachhaltigen Auseinandersetzung an. Er animiert und fördert so eigenständiges Handeln. Dies wäre z.B. der Fall, wenn wir in einem festen Rhythmus ab dem 18. Lebensjahr gefragt werden, ob wir Organspender sein möchten oder nicht und man uns gleichzeitig individuelle Beratungsangebote anbietet. Dies könnte man z.B. tun, wenn wir beispielsweise alle zehn Jahre unseren Ausweis erneuern müssen. Bei der Terminvereinbarung könnte zur Auswahl stehen, dass man vorab Informationen zur Organspende erhält, sich vor Ort beraten lässt oder nicht gefragt werden möchte.

Eine mögliche Antwort darauf verortet die Psychologie des Nudging im menschlichen Gehirn. Jeder kennt das Bild von einem Engel und einem Dämonen auf den eigenen Schultern. So ähnlich funktioniert auch das menschliche Gehirn. Dort agieren zwei Systeme. Das eine sorgt dafür, dass wir schnell und instinktiv handeln (Dämon), und das andere, dass wir langsam und mit Bedacht (Engel) agieren. Je nach Situation und persönlicher Gemütslage sind wir mal mehr Dämon und mal mehr Engel. Das soll aber nicht bedeuten, dass eine sei grundsätzlich schlecht und das andere grundsätzlich gut. Ein Freund hat mir mal gesagt: „Man muss seinen Dämonen auch ab und zu mal ins Gesicht blicken.“ Darauf doch gleich ein Bier vor Vier.

Ein Nudge kann nun dafür sorgen, dass wir entweder wie ein guter Engel handeln und der böse Dämon mit seiner satanischen Mistgabel verschwindet, oder dass wir die Kirche auch mal im Dorf und dafür aber die Sau raus lassen. Ebenfalls wichtig ist, ob ein Nudge gut sichtbar oder verdeckt eingesetzt wird. Denn sobald er nicht mehr sichtbar ist, hat man auch nicht mehr die Möglichkeit, sich gegen ihn zu entscheiden. Wir spielen dies nun mal beispielhaft mit der eingangs erwähnten Organspende durch.

Sind wir in einer dämonischen Gemütslage, wo wir nicht viel nachdenken, sondern nach unseren Instinkten handeln, und sollen dort sichtbar genudged, aber nicht zwangsläufig aus unserem Zustand geholt werden, handelt es sich um Beeinflussung. Das wären z.B. Plakate, auf denen immer wieder mal mit Prominenten die Organspende beworben wird. Hier wird nicht zwingend zum Nachdenken angeregt. Es ist völlig klar, dass damit beabsichtigt wird, kurz und zielgerichtet das Wort „Organspende“ in unserem

Ein verdeckter Nudge in der engelsartigen Gemütslage beabsichtigt hingegen, unser Unterbewusstsein so zu beeinflussen, dass wir in seinem Interesse handeln und am Ende denken, es wäre unsere eigene Idee gewesen. Stattdessen wurde aber die ganze Zeit unser Gehirn gewaschen. Dies wäre der Fall, wenn im Radio, Fernsehen, Kino, Internet usw. Botschaften ans Unterbewusstsein gesendet würden. So etwas wäre das Einblenden der Aufforderung „Werde Organspender!“ für einen so kurzen Moment, dass zwar das Auge nicht bewusst, das Unterbewusstsein die Botschaft hingegen klar wahrnimmt. Man könnte diese Aufforderung auch als Ton auf einer Frequenz senden, die für das menschliche Gehör nicht bewusst wahrnehmbar ist oder beides kombinieren, um mehr Wirkung zu erzielen.

Nudging ist also nicht einfach gut oder schlecht. Es kommt immer auf den Einzelfall an. Wie in der Tabelle zusammengefasst, kann Nudging dadurch sehr unterschiedlich bewertet werden.

		NUDGE	
		SICHTBAR	VERDECKT
GEMÜTSLAGE:	DÄMON	BEEINFLUSSUNG	MANIPULATION
	ENGEL	FÖRDERUNG	GEHIRNWÄSCHE

ZU BERÜCKSICHTIGEN BEI EINER

BEWERTUNG DES NUDGING IST DAHER STETS:

- WER NUDGED WEN?
- WIE WIRD GENUDGED? (SICHTBAR ODER VERDECKT)
- IN WELCHER GEMÜTSLAGE BEFINDET SICH DER EMPFÄNGER DES
 - NUDGE? (DÄMON, ENGEL)
- WAS SIND DIE ABSICHTEN? (BEEINFLUSSUNG, FÖRDERUNG,
 - MANIPULATION, GEHIRNWÄSCHE)

Stimmen die Kriterien, kann Nudging also durchaus eigenes Handeln fördern. So gelangen wir vom Reden zum Handeln und entfernen uns automatisch vom zu Dank verpflichteten Bittsteller hin zu einem mündigen, aufgeklärten Menschen, der für die Konsequenzen seiner Taten selbst die Verantwortung tragen muss. Schließlich hat er sich bewusst so entschieden.

Vielleicht erkennst du nun in Zukunft ja den einen oder anderen Nudge im Alltag. Eventuell bewegst dich einer auch nochmal zum Kauf dieser Zeitung oder erhöhst deine Spendenbereitschaft für Obdachlose. Wie auch immer du dich entscheidest, deine Organe darfst du in jedem Fall behalten.

Ein sichtbarer Nudge?

Der Psychologe George Miller fand bereits 1956 heraus, dass sich die meisten Menschen nicht mehr als sieben Dinge (+- 2) auf einmal merken können. Bekannt wurde dies durch seinen Aufsatz „The Magical Number Seven, Plus or Minus Two“. Diese Erkenntnis wurde als Nudge für diesen Artikel genutzt, weshalb kein Absatz mehr als neun Zeilen lang ist. Auf die Spitze treiben könnte man es noch, indem kein Satz länger als neun Wörter ist und kein Abschnitt mehr als neun Absätze enthält. Ist das nach dem vorgestellten Schema jetzt Beeinflussung oder Förderung?

Priming:

Ein Bedürftiger, der vor einer Sparkasse um Geld bittet, hat aus mehreren, zuvörderst aus ganz praktischen, Gründen schlechte Erfolgsaussichten. Eine Bank wird in der Regel aufgesucht, wenn man kein Geld mehr hat. Außerdem fallen aus dem Automaten keine Münzen und Krösus ist kein Kunde der Berliner Sparkasse, sondern verfügt über ein Nummernkonto in der Schweiz.

Der Bedürftige hat aber auch rein psychologisch betrachtet schlechte Karten. Es ist nachgewiesen, dass Menschen, wenn sie bewusst oder unterbewusst an Geld denken, geiziger und unsozialer werden als sonst.

Nachgewiesen wurde dies in einem Experiment, bei dem man ein Bewerbungsgespräch simulierte. Bei einer Gruppe lief im Hintergrund ein Bildschirmschoner mit Geldzeichen, bei der anderen Gruppe nicht. Die Gruppe, die dem Bildschirmschoner ausgesetzt war, agierte hartnäckiger bei den späteren Gehaltsverhandlungen.

Um zusätzlich das Sozialverhalten zu messen, ließ der Interviewer gut sichtbar seinen Stift in der Nähe des Bewerbers fallen, um zu schauen, ob dieser ihn aufhebt. Im Ergebnis hoben die Personen aus der Bildschirmschoner-Gruppe den Stift weniger oft auf. Solch eine Konditionierung nennt man Priming. Sie kann auch auf andere Dinge als nur auf Geld angewandt werden. Das Prinzip können sich daher auch Bedürftige zunutze machen:

Statt sich vor einer Sparkasse zu platzieren, sollten Orte gewählt werden, wo Menschen auf Entspannung, sowie soziales Verhalten gepolt sind und wenig an Geld denken. Sehr gut eignen sich daher z.B. Plätze vor oder in der Nähe von Schwimmbädern, Yoga-, Pilates- und Feldenkrais-Studios. Genauso sind Meditationszirkel eine gute Anlaufstelle. In Berlin-Mitte und Prenzlauer Berg gibt es all dies wie Sand am Meer. Die Wirkung ist zwar noch nicht belegt, aber einen Versuch wäre es sicher wert.

TILMANN HÄUSSLER

Tilmann Häußler (31) stammt aus Berlin-Mitte und studierte Wirtschaftskommunikation, sowie Politikwissenschaften. Er arbeitet derzeit als Politikberater in München. Ehrenamtlich engagiert er sich in der SPD und im Hundertvier Kiez-Kollektiv aus Berlin-Prenzlauer Berg.

BOHR DEN HIMMEL AN!

VON ASTRID MANIA

In den 1960er Jahren war im Kunstbetrieb einiges los. Junge Künstler*innen hatten genug von der abstrakten Malerei, die seit dem Zweiten Weltkrieg im Westen beherrschend war. Sie experimentierten wie wild. Und machten Kunst, die man nicht ansehen kann, sondern selbst machen muss. Einfach nur gucken – das war einmal.

*Drill a hole in the sky.
Cut out a paper the same size as the hole.
Burn the paper.
The sky should be pure blue
Bohr in den Himmel ein Loch.
Schneide ein Papier von der gleichen Größe zurecht.
Verbrenn' das Papier.
Der Himmel sollte ein klares Blau haben.*

So liest sich eines von Yoko Onos „Instruction Pieces“ aus dem Jahr 1961, eine Anweisung der Künstlerin an ihre – ja, was? Die Rolle der untätigen Betrachter*innen jedenfalls funktioniert hier nicht. Man hat es auch nicht mit Dingen zu tun, die man sich ansehen kann. Nicht mit Gemälden, Skulpturen, nicht einmal Filmen. Das Kunstwerk besteht aus nichts Greifbarem, nur aus Worten. Es entsteht erst dann, wenn irgendjemand diese Worte, die Aufforderung, in die Tat umsetzt. Aber versuchen Sie das mal!

Yoko Ono, die später so richtig berühmt wurde, weil sich John Lennon in sie verliebte, war davor schon eine ziemlich interessante Künstlerin. Was durch die Geschichte mit den Beatles leider ein wenig vergessen wurde. Seit einigen Jahren aber entdecken wieder mehr Menschen und auch Museen ihr Werk. Ono war in den frühen 1950er Jahren mit ihrer Familie von Japan aus nach New York gekommen. Dort studierte sie Kunst und fand schnell Anschluss in der dortigen Szene. Viele Künstler*innen beschäftigten sich damals mit dem Zen-Buddhismus und stießen so auf Vorstellungen von Leere, Stille und buchstäblich Gegenstands-Losigkeit. Yoko Ono war zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

Am berühmtesten ist sie heute für eine Arbeit aus dem Jahr 1964, eine sogenannte Performance, also einer Art Darbietung durch sie selbst: Yoko Ono hatte das Publikum aufgefordert, ihr die Kleidung vom Leib zu schneiden. Währenddessen saß sie reglos auf der Bühne. Tatsächlich haben sehr viele mitgemacht – man kann sich das heute noch auf YouTube ansehen. Einige lachen, andere sind aber auch ziemlich aggressiv. Es ist eine beklemmende Aktion. Und von Betrachter*innen kann man da nicht mehr reden. Die Betrachter*innen waren zu Handelnden geworden.

Im gleichen Jahr entstand das poetische Buch „Grapefruit“, das 150 „Instruction Pieces“ versammelt. Zu manchen gehört eine kleine Zeichnung. Und nicht alle dieser Anweisungen sind an Einzelpersonen gerichtet. So gibt es etwa ein Stück für ein Orchester, das sämtliche Sterne am Nachthimmel zählen soll. Schluss ist erst nach getaner Arbeit – oder wenn es dämmt. Wahlweise darf man auch die Fenster zählen. Man muss es also nicht bitter ernst nehmen. Sowieso sind viele der Instruktionen gar nicht machbar. Wesentlich ist, dass hier zur Kunst immer (mindestens) zwei gehören – die Künstlerin und jemand, der für die Künstlerin handelt. In der Realität oder auch nur in der Fantasie.

ASTRID MANIA

Astrid Mania unterrichtet Kunstgeschichte an der HFBK Hamburg. Sie lebt in Berlin und ist ehrenamtlich in der Redaktion des Karuna Kompass tätig.

ÄRMELHOCH- KREMPELN ALS GRUND- BEDINGUNG

DOMINIKUS
MÜLLER
IM DIALOG MIT
GERRIT GOHLKE

Jeder soll Auftraggeber eines Kunstwerks werden können, nicht nur diejenigen, die über viel Geld und Einfluss verfügen. Das ist die Idee hinter den Neuen Auftraggebern. Das Projekt wurde 1992 in Frankreich gestartet und ist seit einigen Jahren auch in Deutschland aktiv. Es steht für eine Kunst, die sich für gesellschaftliche Belange interessiert und Künstler in direkten Kontakt mit Bürgern bringt, von der größten Stadt bis zum kleinsten Dorf. Dominikus Müller hat mit Gerrit Gohlke von den Neuen Auftraggebern gesprochen.

Gerrit, wenn ich Auftraggeber eines Kunstwerkes werden möchte, was muss ich tun?

Uns anrufen. Wir kommen vorbei und hören zu. Die Neuen Auftraggeber sind im Grunde eine Art Wunschfindungsunternehmen: Wir fragen, welche Bedürfnisse es gibt, auf die Kunst reagieren kann oder soll. Jeder, der vor der eigenen Haustür, in seinem Viertel oder in seinem Dorf etwas verändern will, kann sich an unsere Mediator*innen wenden. Die gibt es bisher in einer Handvoll Regionen, und sie sind gut darin, sich für das zu interessieren, was wichtig ist. Nicht allein für Kunst.

Aber es soll doch ein Kunstwerk entstehen?

Schon. Aber wer ist schon Experte für Kunst? Die Leute sind Experten für das, was sie angeht. Man muss erst einmal gar nichts von Kunst verstehen. Du vergisst die Kunst und sagst, was unbedingt passieren muss. Deine Schule bröckelt? Dein Dorf geht kaputt? Eine Notunterkunft müsste ein menschlicheres Aussehen kriegen? Erst muss man verstehen, worum es geht. Dann kann man das in Kunst übersetzen. Kunst, die nix versteht, wird an solchen Orten nicht verstanden.

Klingt utopisch. Was geschieht denn konkret?

Reden ist gut. Angucken noch wichtiger. Den Ort kennenlernen. Wir müssen herausfinden, wer und was hinter der Anfrage steht. Am wichtigsten ist, dass wir es mit Menschen zu tun haben, die wirklich etwas wollen. Und die es bis zuende zu ihrer Sache machen. Wir suchen ja Auftraggeber. Ein Architekt kann auch kein Haus zuende bauen, wenn sein Auftraggeber mittendrin die Lust verliert oder Angst vor der Baustelle bekommt.

Und dann wird gebaut, was auf dem Wunschzettel steht?

Wir liefern am Ende eigentlich nie eins zu eins, was unsere Auftraggeber*innen als allererstes formuliert hatten, sondern versuchen, ihr Anliegen zu interpretieren. Soll echt nur der Marktplatz bunter werden? Oder geht es darum, dass den Marktplatz keiner mehr besucht? Braucht man statt bunter Farbe andere Marktstände? Oder einen anderen Markt? Oder ein Schwimmbad mit Wasserrutsche in der Mitte? Niemand weiß am Anfang, was passiert, wenn man alles aus einem ganz neuen Blickwinkel anschaut. Und das kann Kunst. Gucken, wie noch keiner geguckt hat.

Wie zu Weihnachten? Man wünscht sich ein Spielzeugauto und kriegt einen kratzigen Pullover?

Nein. Aber wenn Du frierst, hilft auch ein ferngesteuertes Feuerwehrauto nichts. Wenn der Weihnachtsmann Künstler ist, bringt er Dir vielleicht eine Feuerwehruniform. Wärmt die nicht auch? Wir suchen ja die Künstler*innen erst, wenn

wir glauben, dass wir den Wunsch verstehen. Die sollen das ganz neu betrachten. Die sehen was, was wir nicht sehen. Am Ende wird dann idealerweise etwas produziert, das diesen Wunsch noch besser erfüllt, als uns jemals eingefallen wäre. Aber nur, wenn sich alle einig sind. Es geht ja um Aufträge. Die Auftraggeber*innen müssen sagen; genau das ist es! Machen wir! Wenn nicht, wird weiter gesucht.

Es darf sich also jeder alles wünschen? Werden die Neuen Auftraggeber dann nicht überrannt?

Jeder darf sich etwas wünschen. Aber nicht jeder hat jahrelang die Ausdauer, es umzusetzen. Künstler stellen Fragen. Sie geben ungewöhnliche Antworten. Sie stellen alles auf den Kopf und man muss seine gewohnten Ansichten überprüfen. Nicht jeder will das.

Aber jede*r könnte Auftraggeber*in sein?

Im Grunde können sich auch fünf Millionär*innen bei uns melden und sich wünschen, dass ihr Villenviertel schöner wird. Wäre ja spannend, was ein*e Künstler*in da alles anstellen wird. Aber wir wollen natürlich nicht denjenigen ihre Wünsche erfüllen, die sich sowieso schon alles wünschen können. Wir wollen an Orte gehen, wo sich beispielsweise seit 20 Jahren niemand mehr etwas gewünscht hat, ganz einfach, weil sich an einem kaputten Ort das Wünschen niemand traut.

Wir reden also jetzt nicht mehr von den Menschen, sondern den Orten, an denen solche Projekte verwirklicht werden können. Das heißt, Ihr geht dann wirklich vor Ort von Tür zu Tür und sprecht die Leute direkt an? Und fragt sie, ob sie sich vorstellen könnten, ein Kunstprojekt umzusetzen? Und was sie sich von einem solchen Projekt wünschen?

Am Anfang ist das oft so. Da, wo das Projekt bekannter ist, wird man auch einfach gerufen. Da, wo es noch keiner kennt und man eigentlich erwartet, dass immer alles beim Alten bleibt, da muss man auch an der Haustür klingeln. Oder man geht in Versammlungen. Oder man sucht diejenigen, der die Lage versteht und dann sagt: Den da drüben musst Du auch noch treffen. Das Ziel ist, dass genügend zusammenkommen, die das Gleiche wollen und dann sagen, Du kannst Dich auf uns verlassen. Wir machen das jetzt mal. Die Neuen Auftraggeber handeln davon, dass man versucht, mit einer gewissen Unverdrossenheit und manchmal mit naiv-herzlichem Optimismus sagt: „Wünsch’ mal!“ Kunst ist ein Verfahren, sich die seltsamsten Dinge zu wünschen, die Ärmel hochzukrempeln und sie dann umzusetzen.

Was privilegiert denn gerade die Kunst und die Künstler*innen, um auf solche Fragen zu antworten?

Es geht da nicht um die Künstler*innen an sich – die sind als Typen ebenso verschieden wie alle anderen auch. Es braucht einen bestimmten Typus neugieriger Mensch, der in der Lage ist, nicht nur sich selbst das Wünschen zuzutrauen, sondern auch allen anderen. Jemand, der stoisch daran glaubt, dass alle Leute sich etwas wünschen dürfen. Es muss jemand sein, der glaubt, dass aus eigenem Selbstvertrauen alles geht, der aber auf der anderen Seite auch empathisch genug ist, zuzuhören und das Gehörte auch verstehen kann. Das kann eine tolle Erfahrung sein. Einer kommt, der sich traut, es macht, weil man es machen kann, obwohl man gestern nicht mal wusste, dass man es so herum denken kann. Wir sind ja nur die Übersetzer zwischen den beiden Seiten – den Auftraggeber*innen und den Künstler*innen.

Was war denn der bislang überraschendste Wunsch, der Euch dabei begegnet ist? Und wozu hat dieser Wunsch im Zuge der Umsetzung durch die Neuen Auftraggeber dann geführt?

Da wäre beispielsweise ein Projekt, das ich in Pritzwalk im Norden von Brandenburg betreut habe. Dort hat sich eine Frau eine Reihe von Skulpturen für den öffentlichen Raum gewünscht. Der Wunsch war, schaff’ uns was Schönes, dann interessieren sich die Leute endlich wieder für die Stadt. Sonst geht das kaputt hier. Wenn etwas Unerwartetes zu sehen ist, sollte das heißen, gehen die Leute eben nicht mehr weg nach Berlin oder nach Perleberg, 20 Kilometer weiter. Zack, dann wären die ausgestorbenen Geschäfte wieder voll.

Und dann habt Ihr Bildhauer gesucht?

Wir haben gesagt: Wenn Du Dir das wünschst, dann kommen Skulptur-Fans. Aber die Leute fahren natürlich weiter mit dem Auto vor den Supermarkt irgendwo draußen.

Das ist also genau das, was Du anfangs beschrieben hast – es kommt jemand mit einem Wunsch zu Euch und Ihr schaut erst einmal, was das wirkliche Anliegen ist.

Ganz genau. Im Fall von Pritzwalk haben wir gefragt: Ist es nicht so, dass das Problem weniger mit denen zu tun hat, die weggehen? Sondern vielmehr mehr mit denen, die sich vor Ort ständig darüber beschweren, dass alles kaputt ist? Mit denjenigen, die zwar sagen, dass man was tun muss, die aber eben nichts tun? Die pendeln ja auch, die gehen ja auch anderswo einkaufen und zeigen trotzdem mit dem Finger auf den Nachbarn.

Wie macht man da weiter? Und wie erklärt man den Leuten, dass sie selbst Teil des Problems sind?

Man muss schon furchtlos sein. Und für uns hieß das: Wir müssen das Gespenst sichtbar machen, das durch die Stadt geht. Das Gespenst, das sind die, die nicht kommen, die sich nicht beteiligen. Es ist die schweigende Mehrheit, die die gähnende Leere produziert. Und so ging es letztlich darum, dass die diejenigen, die sich immerzu beschweren, dass nichts passiert, selbst etwas tun. Dass sie in den vielen leerstehenden Geschäften in Pritzwalk unmittelbar das umsetzen, was sie eigentlich haben wollen. Aber dazu gehört Mut, gewaltiger Mut.

Weil man gegen eigene Widerstände angehen muss?

Auch gegen äußere. Denn die Leute, die sich tatsächlich an die Arbeit machen und die Ärmel hochkrempeln, die werden sofort ausgelacht, von denen, die sich nichts zu wünschen trauen. Da heißt es dann sofort: Guck’ Dir die an, die lehnen sich viel zu weit aus dem Fenster! Was soll der Quatsch! Hinterher ist es doch eh schlimmer, das können wir Euch, erstens, gleich schon sagen, weil, zweitens, hier sowieso immer alles scheitert, und, drittens, keiner kommt. Deswegen hat es, viertens, keinen Sinn und, fünftens, brauchen wir übrigens ein Schuhgeschäft! Und da merkt man dann, dass das Wünschen auch davon abhängt, inwiefern die anderen tolerieren, dass sich jemand etwas wünscht, der eigentlich keinen Wunsch haben „darf“.

Und nachher? Katzenjammer?

Wieso denn? Sie wussten doch, dass sie alles können. Und niemand sonst. Sie haben einen Kunstverein gegründet, den ersten dort überhaupt. Einfach so. Der ursprüngliche Wunsch hieß „Macht die Stadt lebendig, indem ihr dort eine Skulptur aufstellt“. Und am Ende ist die Stadt lebendig, weil es jetzt einen Kunstverein gibt, in dem die Leute sitzen, über ihre Stadt nachdenken und sich darüber ruhig auch streiten. Am Ende sind sie alle selbst die genialste Skulptur, die es gibt. Am Ende sind sie das Porträt von Clegg & Guttman. Das Porträt, das zeigt, wer man sein kann. Das ist Kunst.

So etwas, denke ich mir, entsteht erst aus dem Gespräch vor Ort und aus der Erfahrung, indem die geäußerten Wünsche auf jemanden treffen, der zuhört und erstmal „Ja“ dazu sagt.

Auftraggeber zu sein ist eine machtvolle Erfahrung. Zu erfahren, dass man die Kontrolle hat und dass da jemand ist, der sagt „Wenn Du das so und so willst und nicht anders, dann machen wir das jetzt“, das verändert etwas. Danach kann man eigentlich alles machen, auch eine tote Stadt wieder lebendig.

Was ist dann in Pritzwalk geschehen? Welche künstlerische Lösung habt Ihr gefunden?

Wir haben Künstler geholt. Clegg & Guttman, weit gereist und sehr erfahren, haben gesagt, ok. Wir suchen mit Euch das Gespenst. Wir zeigen die schweigende Mehrheit. Aber wir haben Bedingungen. Wir bringen nichts an den Ort. Die Leute müssen selber machen, was sie brauchen.

Geht aber nicht, wenn keiner kommt.

Das haben alle gesagt. Täglich dreimal. Aber Clegg & Guttman haben gesagt: Passt auf. Wir machen jetzt nicht die Stadt schön. Wir machen nur ein Porträt. Das Porträt Eurer Stadt. Wir machen ein Buch über Euch. Darin zeigen wir, was Ihr in den ganzen leeren Geschäften drei Monate lang macht. Macht Ihr nichts, zeigen wir es. Gut. Macht Ihr viel, zeigen wir eben das, auch gut. Kein Zwang. Keine Pflicht. Seid, wie Ihr gesehen werden wollt.

Und dann?

Jeder Haushalt wurde eingeladen. Jeder einzelne.

Und niemand kam.

Erst kleckerweise. Dann mehr. Dann waren es vierzig, am Ende über 70 Vorschläge. Alle wussten: Wer Vorschläge macht, setzt sie um. Ärmelhochkrempeln als Grundbedingung. Alle wussten, keiner schreibt uns was vor. Alle hatten das Gefühl, das macht kein anderer für uns. Wir wollen doch nicht ein Buch mit leeren Seiten. Wir waren überfordert von den vielen Vorschlägen. Wir haben Scheiben in leeren Geschäften geputzt. Glühbirnen in leere Fassungen gedreht, die Schlüsselvergabe geregelt. Wir waren die Hausmeister der Wünsche.

GERRIT GOHLKE

Gerrit Gohlke leitet bei ‚Neue Auftraggeber‘ die Regionalentwicklung und ist künstlerischer Leiter des Brandenburgischen Kunstvereins Potsdam. Daneben ist er freier Autor und Kurator.

DOMINIKUS MÜLLER

Dominikus Müller ist freier Autor und lebt in Berlin.

IMPRESSUM

Herausgeber:

KARUNA eG

Hausotterstr. 49
13409 Berlin

KARUNA Vorstandsvorsitzender:

JÖRG RICHERT

Genossenschaftsregister GuR 821 B

Amtsgericht Berlin-

Charlottenburg

karunadeutschland@gmail.com

Tel.: +49 177 221 84 32

Partner:

INDEPENDENT CONNECTORS GMBH

KALCKREUTHSTRASSE 16

10777 BERLIN

Texte:

GERRIT GOHLKE

DOMINIKUS MÜLLER

TILMANN HÄUSSLER

OLIVER REESE

ASTRID MANIA

SEZEN CAKMAK

JÖRG RICHERT

Konzept:

ASTRID MANIA

astrid.mania@karuna.family

Design & Illustration:

ILYA FOX

ilyafox7@gmail.com

Redaktion:

ASTRID MANIA

Redaktionsassistentz

SEZEN CAKMAK

sezen@karuna.family

+49 (0)15 90 40 13 135

Bilder:

WANDA BLECKMANN,

INFOGRAPHICS GROUP

LUTZ MÜLLER-BOHLEN

Anzeigenleitung:

ASK Berlin

0172 6740395

eighteen@ask-berlin.de

Korrekturat:

CHRISTINE EMMING

Vertrieb:

Helmut Cladders

hcladders@web.de

+49 159 04 57 53 30

Druck:

BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH

DANKKE

Oliver Reese Berliner Ensemble

Jörg Richert

Hannah
Linnenberger

Gerrit Gohlke

Dominikus

Sezen Cakmak

Astrid Mania

Christine Emming

Ilya Fo

Michael-Albert
Seberich

Nina Raftopoulo
Sandra Gehrer

Unser besonderer Dank
gilt Klaas Neumann,
Wanda Bleckmann und der
Infographics Group GmbH.

IN EIGENER SACHE

HABEN SIE SCHON EINMAL EINEN MENSCHLICHEN GEWINN VON 1400 % ERWIRTSCHAFTET? UNSER PRODUKT KARUNAKOMPASS, BERLINS JÜNGSTE STRASSENZEITUNG, MACHT IHNEN DAS MÖGLICH.

INVESTIEREN SIE 2000 EURO IN DEN DRUCK EINER AUSGABE DER BELIEBTESTEN UND JÜNGSTEN STRASSENZEITUNG UNSERER STADT.

ZWEIHUNDERTFÜNFZIG FLEISSIGE VERKÄUFERINNEN VERKAUFEN INNERHALB WENIGER WOCHEN 20.000 STÜCK, GARANTIERTE.

MIT JEDEM EXEMPLAR VERDIENEN EIN/E VON ARMUT BETROFFENE/R MITBÜRGER/IN 1,50 EURO.

250 VERKÄUFERINNEN ERWIRTSCHAFTEN SOMIT ABZÜGLICH DER INVESTITION VON 2000 EURO INSGESAMT 28.000 EURO. 28.000 GETEILT DURCH 250 VERKÄUFERINNEN, GLEICH 112 EURO MONATLICHER VERDIENST FÜR JEDEN EINZELNEN.



WAS SAGEN SIE?

SOLLTEN SIE SPENDEN, ERHALTEN SIE VON UNS ALS HERAUSGEBERIN EINE SPENDENBESCHEINIGUNG FÜR DAS FINANZAMT. SIE KÖNNEN RUND 20% VON DER GESAMTSPENDE STEUERLICH ALS SONDERAUSGABE ABSETZEN. SIE SPAREN STEUERN UND MACHEN 20.000 BERLINERINNEN KLÜGER. EIN MENSCHLICHER GESAMTGEWINN VON UNSCHÄTZBAREM WERT.

ÜBERWEISEN SIE JETZT AUF UNSER SPENDENKONTO DER GLS BANK

*DE73 4306 0967 1196 0322 02
BIC GENODEM1GLS IHREN BETRAG.*

P.S.: ...ALS GEGENLEISTUNG KÖNNEN WIR SIE AUCH GROSS HERAUSBRINGEN!

IHRE KARUNA SOZIALGENOSSENSCHAFT MIT FAMILIENSINN



NOT-LÖSUNG
JÖRG RICHERT

EIN ANSTOSS
TILMANN HÄUSSLER

**MAL EBEN KURZ DIE
WELT VERÄNDERN?**
SEZEN CAKMAK UND
JÖRG RICHERT
IM DIALOG MIT
OLIVER REESE

BOHR DEN HIMMEL AN!
ASTRID MANIA

WWW.KARUNA-KOMPASS.DE

**ÄRMELHOCHKREMPEN
ALS GRUNDBEDINGUNG**
DOMINIKUS MÜLLER
IM DIALOG MIT
GERRIT GOHLKE

ZEITUNG

AUS EINER

SOLIDARI-

SCHEN

ZUKUNFT